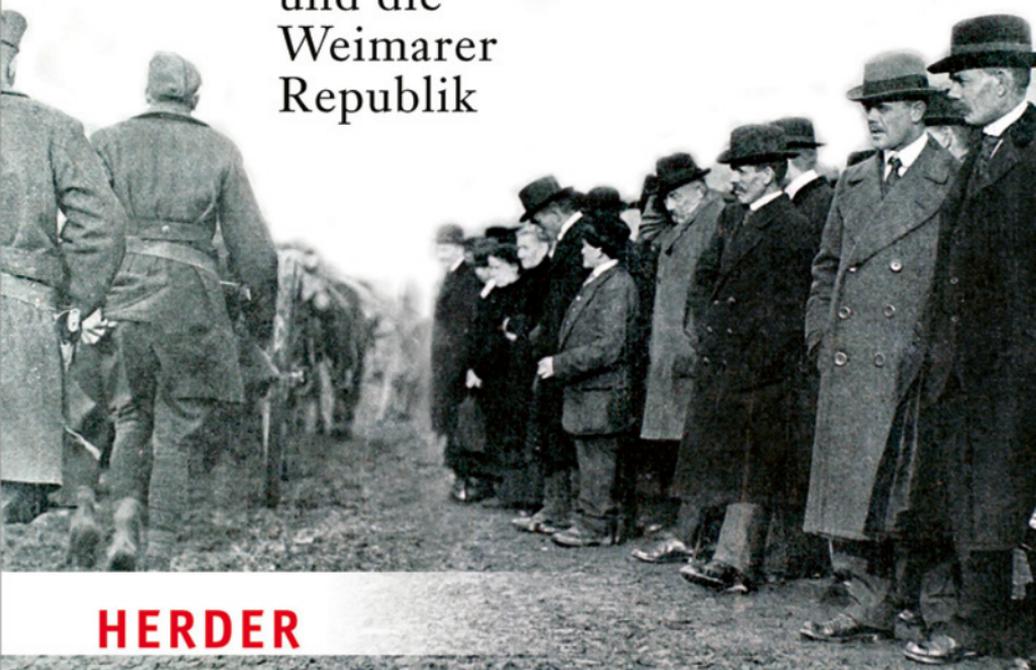


GERD KRUMEICH

# Die unbewältigte Niederlage

Das  
Trauma  
des  
Ersten  
Weltkriegs  
und die  
Weimarer  
Republik



**HERDER**



Gerd Krumeich

# Die unbewältigte Niederlage

## **Der Autor**

Gerd Krumeich, Prof. Dr., geboren 1945, war von 1997 bis 2010 Inhaber des Lehrstuhls für Neuere Geschichte an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf. Zahlreiche Veröffentlichungen zur deutschen und französischen Zeitgeschichte, insbesondere zum Ersten Weltkrieg und seinen Nachwirkungen; Gründungsmitglied des Historial de la Grande Guerre, Péronne, Mitherausgeber der Documents diplomatiques français zum Versailler Vertrag.

Gerd Krumeich

# Die unbewältigte Niederlage

Das Trauma des Ersten Weltkriegs  
und die Weimarer Republik

**HERDER** 

FREIBURG · BASEL · WIEN

*Für Renate  
mit all meinem Dank*



MIX  
Papier aus verantwortungsvollen Quellen  
FSC® C014496

© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2018

Überarbeitete Taschenbuchausgabe

© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2021

Alle Rechte vorbehalten

[www.herder.de](http://www.herder.de)

Umschlaggestaltung: Judith Queins

Umschlagmotiv: © UIG/Getty Images

Satz: Carsten Klein, Torgau

Herstellung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN Print: 978-3-451-07223-9

ISBN E-Book-PDF: 978-3-451-82343-5

# Inhalt

Vorwort zur Taschenbuchausgabe . . . . .	9
Vorwort . . . . .	11
I. Der ferne Krieg . . . . .	17
1. Verteidigungskrieg und Burgfrieden. . . . .	17
2. Der Krieg rückt ferner. . . . .	24
a) Soldatenbrief-Sammlungen . . . . .	25
b) Das Desinteresse an »Verdun« . . . . .	28
c) Kriegsausstellungen und Kriegstheater . . . . .	30
d) »Bei unseren Helden an der Somme«. . . . .	34
e) Negative Integration: Die »Judenzählung« vom Oktober 1916. . . . .	45
f) Die Streikbewegung von 1917 . . . . .	48
<i>Exkurs nach Frankreich: Unruhen und Streiks</i> <i>in einer belagerten Nation.</i> . . . . .	56
g) Jammerbriefe. . . . .	59
h) Die Januarstreiks 1918 . . . . .	62
II. Die seltsame Niederlage . . . . .	73
1. Erfolge, Illusionen, Ernüchterung . . . . .	73
a) »Der letzte Hieb« . . . . .	73
b) Auf Messers Schneide? . . . . .	82
c) Die Moral lässt nach . . . . .	85
d) Der Einbruch vom 18. Juli . . . . .	88
e) Der 8. August: Ein »schwarzer Tag«? . . . . .	91
f) September 18: Noch hält die Front . . . . .	96
g) Ludendorff verlangt eine Pause . . . . .	103
2. Auf dem Weg zur Niederlage . . . . .	106
a) Jetzt sollen die Zivilisten Frieden schließen . . . . .	106

b) <i>Levée en masse</i> oder lieber aufgeben? . . . . .	112
c) Der Notenkampf mit Wilson. . . . .	118
d) Ein Ende mit Schrecken . . . . .	127
<b>3. Revolution und Waffenstillstand . . . . .</b>	<b>130</b>
a) Die Revolution der Soldaten . . . . .	130
b) Kurt Eisner und die Revolution in München . . . . .	133
c) Der Waffenstillstand von Compiègne, 11. November 1918 . . .	139
<b>III. Kriegsschuld und Dolchstoß . . . . .</b>	<b>147</b>
<b>1. Die Kriegsschuldfrage . . . . .</b>	<b>147</b>
a) Während des Krieges. . . . .	147
b) Die »Lansing-Note« vom 5. November 1918 . . . . .	151
c) Anklagen und Selbstbeschuldigungen . . . . .	154
d) Die Kriegsschuldfrage auf dem Versailler Kongress. . . . .	160
e) Die Unterschrift wird erzwungen . . . . .	172
f) Der Kampf gegen die »Kriegsschuldlüge« . . . . .	177
<b>2. Dolchstoß: Lüge, Legende oder doch ein wenig wahr? . . . . .</b>	<b>183</b>
a) Wer hat den Waffenstillstand zu verantworten? . . . . .	185
b) Hindenburgs Intervention . . . . .	189
c) Die Diskussion im Untersuchungsausschuss . . . . .	193
d) Der Münchener Dolchstoßprozess . . . . .	202
e) Der Prozess des Reichspräsidenten Ebert . . . . .	204
f) »Novemberverbrecher« . . . . .	208
<b>IV. Die Schützengräben der Kriegserinnerung. . . . .</b>	<b>211</b>
<b>1. Das Trauma der Niederlage und der große Hass . . . . .</b>	<b>211</b>
<b>2. Politische Morde und extremer Antisemitismus. . . . .</b>	<b>216</b>
<b>3. Eine Verbitterungsstörung der Deutschen . . . . .</b>	<b>222</b>
<b>4. Die Heimkehr der Soldaten . . . . .</b>	<b>227</b>
<b>5. DADA und die Wunden des Krieges . . . . .</b>	<b>238</b>

6. Eine Frage der Ehre . . . . .	245
7. Der »Stellungskrieg der Denkmäler« . . . . .	247
Epilog: Der (Aus)Weg aus dem Trauma . . . . .	257
Dank . . . . .	269
Anhang . . . . .	271
Anmerkungen . . . . .	271
Quellen- und Literaturverzeichnis . . . . .	307
Abbildungsverzeichnis . . . . .	324
Personenregister . . . . .	325
Karten . . . . .	330



## Vorwort zur Taschenbuchausgabe

Für jeden Autor einer wissenschaftlichen Arbeit ist es natürlich eine Freude, wenn eine Taschenbuchausgabe möglich wird, weil sich offensichtlich viele für das Thema interessieren. Dieses Buch hat große Zustimmung erfahren, aber eine Reihe von Lesern, Kollegen und Freunden haben sich auch besorgt geäußert. Gibst du nicht Hitler Recht, so wurde ich immer wieder gefragt, wenn du darauf bestehst, dass die These vom »Dolchstoß« vielleicht doch nicht ganz unbegründet war? Ich habe versucht, mich deutlich auszudrücken, aber das Thema ist offensichtlich nach wie vor ein Tabu. Doch die Geschichtsforschung ist ja aufgefordert, etablierte Meinungen zu hinterfragen und sich ganz besonders für das zu interessieren, was nicht gedacht und gesagt werden soll.

Deshalb noch einmal und mit größtmöglicher Deutlichkeit: Nein, ich glaube nicht, dass Deutschland den Ersten Weltkrieg noch hätte gewinnen können, wenn nicht die Revolution gekommen wäre. Aber hätte man nicht vielleicht einen weniger »kapitulativen« Waffenstillstand und auch einen besseren Vertrag als den von Versailles erwirken können? Das ist die Kernfrage und sie hat damals Millionen in Deutschland und anderswo bewegt. Die riesige politische Mobilisierungskraft dieser Frage ist entscheidend, nicht ihr Wahrheitsgehalt etwa in der vulgären nationalsozialistischen Ausprägung. Und diese Mobilisierungskraft haben die progressiven und demokratischen Kräfte in der

Weimarer Republik unterschätzt. Sie heute so weit zu tabuisieren, dass sie in den allermeisten neuen Darstellungen zur Revolution von 1918 überhaupt keine Erwähnung mehr findet – dagegen habe ich dieses Buch geschrieben. Es geht in der Geschichtswissenschaft nicht darum, Menschen von damals zu belehren und ihnen ihre Fehler vorzurechnen. Sie können sich schließlich nicht mehr wehren. Es geht einzig und allein darum, zu verstehen, was sie dachten und fühlten und warum sie sich so verhielten, wie sie es taten.

Freiburg, im August 2020

Gerd Krumeich

## Vorwort

Dieses Buch ist keine Geschichte der Weimarer Republik, sondern ein Versuch, der einen neuen Blick auf die deutschen 1920er-Jahre ermöglichen soll. Für mich ist die entscheidende Prägung der Weimarer Republik, dass sie aus dem Krieg geboren wurde und während ihrer gesamten Existenz ein Kind des Großen Krieges blieb.

Die etablierte Weimar-Historiographie hat sich lange, allzu lange, überhaupt nicht für das »Erbe des Weltkriegs« interessiert. Oder, wenn ja, indem sie die Zeitgenossen rügte, weil diese beispielsweise den Frieden von Versailles als »Schandfrieden« angesehen hatten. Nein, so die Auskunft der Historiker, das war in Wirklichkeit doch ein recht vernünftiger Friede. Nur seien leider die Deutschen zu verrückt gewesen, um das einzusehen. Wenige Historiker waren lange Zeit bereit beziehungsweise fähig, anzuerkennen, dass die Belastungen durch den Weltkrieg so schwer waren, dass sie Weimar nahezu erdrückten. Für die großen Geschichten Weimars gilt fast systematisch, dass deren Autoren sich niemals näher mit dem Ersten Weltkrieg befasst hatten, zumindest nicht in wissenschaftlichen Publikationen. Einige wenige Ausnahmen – etwa die Darstellungen von Peter Longerich und Volker Ullrich – bestätigen die Regel. Der Blick war nahezu vollständig auf die Katastrophe von 1933 und die Suche nach deren Gründen fixiert. Die Geschichte Weimars wurde also von ihrem Ausgang und nicht, wie es historisch doch als zwingend erscheint, von ihren Ursprüngen her geschrieben.

In den letzten zwanzig Jahren hat sich diese Situation erheblich verbessert. Heute gibt es eine Reihe von auch international vergleichenden Monografien und Aufsätzen zu den Nachwirkungen der Kriegsgewalt insbesondere bei den Verlierernationen. Gleichwohl, so scheint mir, ist es bislang noch nicht gelungen, sich in die Menschen von damals einzufühlen. Zwar sind die demokratischen Kräfte sehr intensiv gewürdigt worden, nicht aber ihre Gegner.

Meine Ambition ist es, genau diese Lücke ansatzweise zu schließen und einen neuen Blick auf die ungeheure Frustration zu erlauben, die der verlorene Weltkrieg für viele Millionen Deutsche bedeutet hat. Zorn und Hass waren so groß, dass schon öfter von einem »Trauma« gesprochen worden ist. Ich möchte einfach einen Schritt weiter in diese Richtung gehen und versuchen zu zeigen, dass es tatsächlich eine Art kollektives Trauma gegeben hat, das die Republik beherrschte. Nur wenn wir dieses ausloten, werden wir weiterkommen und Weimars Katastrophe historisch einordnen können.

Der Leser wird selbstverständlich darauf verwiesen, auf welche Literatur ich mich stütze, von wem ich am meisten gelernt habe. Hier seien drei Vorläufer genannt. Zunächst Wolfgang Schivelbusch mit seiner vergleichenden Geschichte von Kriegsniederlagen und der »Kultur«, damit umzugehen. Das Buch ist 2001 erschienen und freundlich beurteilt worden, aber ich glaube, dass es seinen Weg in die Handbücher nicht gefunden hat. Vielleicht kam es etwas zu früh, weil eben die heute so breit gestreuten Forschungen zur Nachkriegs-Gewaltsamkeit damals noch nicht vorlagen. Jedenfalls habe ich bei Schivelbusch vieles von dem vorgeformt gesehen und begierig aufgegriffen, was ich nun – hoffentlich – weitergeführt habe.

Dasselbe gilt für das große Werk von Boris Barth über »Dolchstoßlegenden und politische Desintegration«. Boris Barth, wie ich Schüler von Wolfgang Mommsen, hat hier eine (Fast)-Gesamtgeschichte Weimars geschrieben, beginnend mit dem verlorenen Krieg. Aber mir scheint, dass er noch ein wenig vor den Konsequenzen seiner Forschungen zu-

rückgescheut ist, insbesondere was die Brisanz und den realen Kern der »Dolchstoßlegenden« angeht. Ebenso verhält es sich mit dem Buch von Nicolas Beaupré, meinem Kollegen und Freund vom Centre International de Recherche de l'Historial de la Grande Guerre de Péronne, wo wir diese Fragen oft im internationalen Vergleich diskutiert haben. Seine so verdienstvolle deutsch-französische Geschichte der Nachkriegszeit mit dem Titel *Das Trauma des Großen Krieges* (2009) hat mir sehr viele Anregungen zur Fortsetzung und Vertiefung gegeben.

Die Fragen, an die ich mich im Folgenden also trotzdem heranwage, sind in der Tat noch vermintes Terrain. Vermint vor allem deshalb, weil ja die Probleme des »Schandfriedens« von Versailles und des »Dolchstoßes« mehreren Generationen akademischer Lehrer seit den 1950er-Jahren dazu gedient hatten, die »Machtergreifung« des Nationalsozialismus zu erklären. Hitler sei erst durch »Versailles« möglich geworden, so hieß es jahrzehntelang, bis die Generation von Wehler und der Mommsens es leid war und nach den tieferen Ursachen der so unheilvollen Entwicklung der deutschen Geschichte fragte. Sie hatten recht und ihre Revision war notwendig. Aber einhundert Jahre nach dem Ende des Ersten Weltkrieges sollten wir eigentlich politisch unbefangen und frei genug sein, hinter den traditionellen Schutzschilden hervorzutreten und »Versailles« und den »Dolchstoß« verstehend darzustellen. Verstehend? Ja, ohne die alte Furcht, dass Berlin doch Weimar werden könnte.

Ich möchte schlicht die Tatsache ernst nehmen, dass sich für die allermeisten Zeitgenossen, darunter auch die Allerklügsten wie Max Weber oder Ernst Troeltsch und Walther Rathenau, das Kriegsende anders und komplexer darstellte als für uns heutige Historiker. Um aber alle drohenden Kritiker-Kurzschlüsse zu vermeiden: Nein, ich bin nicht der Auffassung, dass Deutschland wirklich »im Felde unbesiegt« war, im Gegenteil. Ich folge exakt den Arbeiten von Wilhelm Deist über den »verdeckten Militärstreik« von 1918 und die Selbstauflösung der deutschen Armee, die Massenflucht der Soldaten aus dem offen-

sichtlich verlorenen Krieg. Wilhelm Deist musste noch in den 1990er-Jahren mit seinen aufklärenden Arbeiten den Schutt der alten Behauptungen über die »im Felde unbesiegte« Armee forträumen – und das ist ihm gelungen! Er wollte endlich die Militärs in die Pflicht nehmen und nachweisen, dass nicht die »Heimat«, sondern die ebenso selbstherrliche wie realitätsferne Oberste Heeresleitung Deutschland die »Suppe eingebrockt« hatte, die die Zivilisten dann auslöffeln sollten – um die inzwischen gut bekannte zynische Äußerung Ludendorffs im Spätherbst 1918 einmal umzudrehen. Doch Wilhelm Deist blieb die Frage ganz fremd, wieso eigentlich so viele Menschen nach 1918/19 überzeugt waren und auf Dauer blieben, dass nicht die Militärs, sondern die Zivilgesellschaft an der Niederlage schuld sei.

Deshalb habe ich mich bemüht, auch die Emotionen und Denkweisen der verschiedenen Lager in der so stark zerklüfteten politischen Kultur der ersten deutschen Republik zu verstehen.

Mein Blick auf Weimar und die Verwerfungen der Weimarer Gesellschaft hat sich aus einer langjährigen Beschäftigung mit dem Ersten Weltkrieg ergeben. Aus diesem Grund beginne ich mit dem manchem Leser wohl befremdlich erscheinenden Kapitel über den »fernen Krieg«. Es gilt nämlich zu begreifen, dass die Menschen in Deutschland schwer unter einem Krieg zu leiden hatten, der allerdings ganz woanders ausgefochten wurde, und wie stark deshalb die nie überwundene Kluft zwischen der Kriegserfahrung der Soldaten und der Zivilisten war und blieb. Diese Fremdheit bleibt für mich der Urgrund aller Dolchstoßlegenden.

Aller Dolchstoßlegenden? Ja, man sollte endlich verstehen, dass es keineswegs nur *eine* Dolchstoßlegende beziehungsweise Dolchstoßlüge gegeben hat. Wenn diese heute dargestellt beziehungsweise auch »illustriert« wird, geschieht dies in den allermeisten Fällen mit Bildern und Begriffen, wie sie die völkischen Gruppen und dann ganz besonders der Nationalsozialismus verwendet haben. Der Dolchstoßtopos besagt gemeinhin, dass die erfolgreich voranstürmenden Soldaten von

auf Umsturz dringenden Zivilisten am greifbaren Sieg gehindert worden sind. Und der Zivilist ist natürlich ein jüdischer Kommunist oder kommunistischer Jude, das passt genau in die Verschwörungstheorien, wie sie stets von denen gebraucht werden, die von der Realität überfordert sind.

Doch 1918 und 1919 hat es in der Öffentlichkeit ein sehr viel differenzierteres Bild der Niederlage gegeben. Sogar Hindenburg, dessen Aussage vor dem Untersuchungsausschuss der Nationalversammlung so häufig als Beleg für die krude Version der Dolchstoßlegende zitiert wird, war in Wirklichkeit sehr viel abwägender. Das Heer, so Hindenburg, war bereits »ermattet«, als ihm die Zivilisten die notwendige Unterstützung versagten. Man hätte aber wohl noch eine Weile durchhalten und einen besseren Frieden verhandeln können, wäre die Revolution nicht gekommen. Auch von dieser Auffassung gibt es verschiedene Varianten, aber das Entscheidende ist die damals so heiß diskutierte Frage, ob ohne die Revolution (über deren Notwendigkeit und Berechtigung hier gar nicht diskutiert werden soll!) Deutschland einen besseren Waffenstillstand und dann auch einen besseren Frieden hätte erhalten können.

War denn nun *Versailles* ein schmachlicher oder ein zukunftsweisender Frieden? Ich gestehe, dass ich nach zwanzig Jahren Quellenstudium und manchmal auch heftigen Diskussionen immer noch nicht verstehe, wieso man der Auffassung sein kann, dass dies ein gerechter Friede war, der sogar sehr viele Vorteile für Deutschland gebracht habe. Der Friede war in Wirklichkeit ein Diktat, dessen Unterschrift wie mit vorgehaltener Pistole erzwungen wurde. Die Sieger verhandelten nicht mit dem besiegten Deutschland, und selbstverständlich war der »Kriegsschuld«-Artikel genau wie der gesamte Vertrag eine moralische Herabwürdigung des geschlagenen Deutschlands. Der »Schuld-am-Krieg«-Artikel 231 fügte sich nahtlos den »Schuld-im-Krieg«-Artikeln 227–230 an, in denen die Auslieferung des Kaisers und der Offiziere,

die sich nach Ansicht der Alliierten schwerster Kriegsverbrechen schuldig gemacht hatten, gefordert wurde.<sup>1</sup>

Im Übrigen wird von mir überhaupt nicht bestritten, dass insbesondere die Franzosen alle guten Gründe hatten, auf einem Karthagischen Frieden mit Deutschland zu bestehen. Sie hatten unter dem Krieg und der Besetzung extrem gelitten und waren mit Ende des Krieges physisch und wirtschaftlich nahezu »ausgeblutet«. Aber in diesem Buch geht es nicht um eine vergleichende Geschichte – das habe ich an anderer Stelle gemeinsam mit französischen Historikern versucht –, sondern um eine möglichst umfassende Einschätzung dessen, wie die Deutschen den Krieg und das Kriegsende erlebten.

Abschließend noch ein Wort zum Trauma-Problem. Ich weiß, dass »Trauma« im historiographischen Diskurs eher eine Metapher ist, und vielleicht muss sie das auch bleiben, weil es eben noch keine etablierte Wissenschaft vom kollektiven Trauma gibt. Aber ich hoffe zeigen zu können, dass es lohnend ist, sich dieser Problematik des Übergangs von sehr vielen individuellen Traumatisierungen in ein wie auch immer noch genauer zu bezeichnendes kollektives Trauma zu widmen. Auch in dieser Beziehung ist dieses Buch ein Versuch. Ich hoffe, dass er als Anregung ernst genommen werden kann, das Schicksal der Weimarer Republik zu verstehen.

# I. Der ferne Krieg

## 1. Verteidigungskrieg und Burgfrieden

Im August 1914 waren die Deutschen mit noch nie da gewesener Einigkeit zur Verteidigung ihres Vaterlandes aufgebrochen. Das »Augusterlebnis« blieb trotz allen Überschwangs und aller nationalistischen Radau- und Straßenszenen zutiefst verknüpft mit der in allen Bevölkerungsschichten übermächtigen Überzeugung, einen gerechten Krieg gegen aggressive und Deutschland mit Vernichtung bedrohende Nachbarn führen zu müssen. Wilhelm II. brachte in seiner dann so oft variierten Rede vom 6. August das herrschende Gefühl auf den Punkt:

*Mitten im Frieden überfällt uns der Feind. Nun auf zu den Waffen! Jedes Schwanken, jedes Zögern wäre Verrat am Vaterland! Um Sein oder Nichtsein unseres Reiches handelt es sich, das unsere Väter sich neu gründeten, um Sein oder Nichtsein deutscher Macht und deutschen Wesens. Wir werden uns wehren bis zum letzten Hauch von Mann und Roß. Und wir werden diesen Kampf bestehen, auch gegen eine Welt von Feinden. Noch nie war Deutschland überwunden, wenn es einig war. Vorwärts mit Gott, der mit uns sein wird, wie er mit den Vätern war!<sup>1</sup>*

Und die Ansprache des Reichskanzlers Bethmann Hollweg vom 4. August im Reichstag vor »begeisterten« Abgeordneten aller Couleur hatte genau denselben Fokus:

*Meine Herren, wir sind jetzt in der Notwehr (lebhaft Zustimmung) und Not kennt kein Gebot! (Stürmischer Beifall). Unsere Truppen haben Luxemburg besetzt, vielleicht schon belgisches Gebiet betreten. Meine Herren, das widerspricht den Geboten des Völkerrechts. [...] Das Unrecht – ich spreche offen – das Unrecht, das wir damit tun, werden wir wieder gutzumachen suchen, sobald unser militärisches Ziel erreicht ist. Wer so bedroht ist wie wir und um sein Höchstes kämpft, der darf nur daran denken, wie er sich durchhaut.<sup>2</sup>*

Es kam auch keinerlei Ironie auf wegen der Tatsache, dass die deutschen Truppen ja nicht in der Heimat kämpften, um diesen angeblich lange geplanten Überfall abzuwehren, sondern sich von jubelnden Massen auf den Bahnhöfen verabschiedet auf den Weg nach Frankreich machten, wobei sie die belgische Neutralität verletzten, weil eben Not »kein Gebot« kennt. Zudem hielten es nahezu alle militärischen Experten im In- und Ausland für erwiesen, dass Angriff immer die beste Verteidigung sei. Eine Offensive »im Feindesland« stand daher in keinerlei Widerspruch zum Aufruf, zur Verteidigung des Vaterlandes zusammenzustehen und »nach Paris« auszurücken.

Diese Überzeugung der Deutschen, in einem aufgezwungenen Verteidigungskrieg zu stehen, wurde durch das Eindringen der Russen in Ostpreußen erheblich gestärkt. Die Bilder und Berichte von der russischen Zerstörungssorgie, den Vergewaltigungen, der Massenflucht waren omnipräsent.<sup>3</sup>

Das Problem eines solchen Diskurses war aber, dass er im verlängerten Krieg sehr schwer aufrechterhalten werden konnte, da sich die deutsche Vaterlandsverteidigung überall in der Welt abspielte, nur

nicht in Deutschland.<sup>4</sup> Das war der wichtigste Unterschied zu Frankreich, wo die Abwehr des bereits eingedrungenen *Boche* trotz aller zeitweiligen Ermüdungserscheinungen der Bevölkerung entscheidender Faktor für die stets mögliche »Remobilisierung« sowohl der Zivilisten als auch der Soldaten blieb.<sup>5</sup> Und Großbritanniens Kampf – ebenfalls nicht auf eigenem Territorium – wurde unter anderem getragen von einer sehr starken Solidarität der »zivilisierten« Nationen gegen die barbarischen Hunnenhorden, die sich angeblich nicht scheuten, Kindern die Hände abzuhacken, und aus reinem Übermut die Bibliothek von Löwen und die Kathedrale von Reims zu zerstören. Die Überzeugung der Franzosen wie der Briten – später auch der Amerikaner – einen Zivilisationskrieg gegen den schauerlichen preußischen Militarismus zu führen und auf jeden Fall durchstehen zu müssen, blieb für die Dauer des Krieges ungebrochen, weil sie von einer umfassenden, varianten- und bilderreichen Propaganda unterstützt wurde. Dem hatten die Deutschen nichts oder nur wenig entgegenzusetzen, der Unterschied etwa im Hunnen-Bild und der deutschen »Antwort«: »Sind wir die Barbaren?«, von Ende 1914 bedarf eigentlich keiner weiteren Erläuterung.<sup>6</sup>

I. Der ferne Krieg



»Le Thor le plus barbare«, (1915). Der »nordische« Gott Thor wird hier zum Symbol des alles zerstörenden barbarischen Deutschen.

# 1. Verteidigungskrieg und Burgfrieden



»Sind wir die Barbaren?«: Deutsches Propagandaplakat von 1914 mit »Beweisen« für die Überlegenheit der deutschen Kultur gegenüber England und Frankreich.

Trotz aller Bemühungen um Verbesserung der Propaganda (etwa bei den zum Teil künstlerisch gelungenen deutschen Anleiheplakaten) blieb es aber während des gesamten Krieges bei dieser Disproportion.<sup>7</sup> Dies hat sicherlich entscheidend dazu beigetragen, dass sich die Unzufriedenheit der deutschen Bevölkerung im verlängerten Krieg nicht so gut kompensieren ließ wie in Frankreich und England. Der Hauptgrund für diese Diskrepanz ist vielfach beschrieben worden und kann hier ganz knapp resümiert werden. Die Struktur des halbabsolutistischen Kaiserreichs war nicht geeignet für eine größere und politisch partizipierende Öffentlichkeit. Hier herrschte, genauso wie in Österreich-Ungarn und Russland, bei Regierenden und Militärs nach wie vor die Meinung, dass im Kriege immer noch »Ruhe die erste Bürgerpflicht« sei, wie es der Gouverneur von Berlin nach der Niederlage von Jena und Auerstedt 1806 unter Hinweis auf diese »verlorene Bataille« plakatiert hatte und wie es in der Folgezeit immer wieder variiert wurde. Im Ersten Weltkrieg gab es aber für die Deutschen ganz prinzipiell keine verlorenen »Bataillen« mehr, so weit war die Informationspolitik bereits modernisiert. Doch es blieb bei dem Tenor, die Öffentlichkeit nicht über Gebühr aufzuregen. Eine stärker auf emanzipierte beziehungsweise demokratisierte Massen ausgerichtete moderne Pressebeeinflussung und Propaganda hat es in Deutschland während des gesamten Krieges kaum gegeben. Im Wesentlichen beschränkte man sich auf die militärische Zensur, die wegen der Eigenart der damit beauftragten Institutionen niemals zu einheitlichen und einsichtigen Formen gelangte. Denn die Zensur oblag den sogenannten »Stellvertretenden Generalkommandos«, also den für die Organisation, den Nachschub und den »Ersatz« der verschiedenen deutschen Armeen zuständigen militärischen Heimatbehörden. Deutschland war im Kriegsfall in nicht weniger als 24 verschiedene »Armeekorps-Bezirke« eingeteilt, und was in den einzelnen »Korpsbezirken«, wie es abkürzend hieß, veröffentlicht werden durfte, unterlag ausschließlich der Kontrolle und Einflussnahme des jeweils zuständigen »Generalkommandos.« Es ist also leicht vorstellbar, wie un-

geordnet, widersprüchlich, »militaristisch« sich während des Krieges die Zensur- und Informationspolitik im kaiserlichen Deutschland vollzog.<sup>8</sup>

Unter diesen Umständen kann es auch nicht verwundern, dass Äußerungen von Politikern der Rechten, etwa in Bezug auf wünschenswerte Kriegsziele, sehr viel eher veröffentlicht werden konnten als beispielsweise Aufrufe, zu einem Verständigungsfrieden zu gelangen.

Deutschland verfügte also über kein geeignetes Instrumentarium, den im August 1914 so dramatisch und erfolgreich beschworenen »Burgfrieden« auch bei längerer Kriegsdauer aufrechterhalten zu können. Und so rückte der Krieg für die Bevölkerung in immer weitere Ferne und wurde schließlich nur noch als eine schreckliche Belastung wahrgenommen. Krieg war für die Deutschen nichts als Tod und Leid der fern der Heimat »auf dem Felde der Ehre« kämpfenden Väter, Söhne und Brüder. Für die »Daheimgebliebenen« bedeutete er nur immer stärkeren Hunger, ungerechte Verteilung der knappen Mittel, immense neue (Fabrik-) Arbeitsbelastung der Frauen und Mütter.<sup>9</sup> Dafür konnten nur Kompensationen nach dem schließlichen Sieg angeboten werden, nicht aber »mobilisierende« Bilder und Worte, die die Evidenz des notwendigen dauernden Opfers für die »nationale Verteidigung« hätten glaubhaft machen können.

Der Ausruf von Gustav Stresemann im Hauptausschuss des Reichstags, am 27. Oktober 1916, trifft diese Gesamtsituation mit größter Präzision:

*Die Auffassung, als ob man einen Weltkrieg unter Ausschluss der Öffentlichkeit führen könnte, hat uns sehr geschadet.<sup>10</sup>*

Zur ersten großen Bruchstelle in der Einigkeit der Nation wurde die Diskussion über die ökonomischen Ziele des Krieges. Denn sehr bald kamen Pläne zur imperialistischen Ausbeutung der eroberten und noch zu erobernden Länder auf, obwohl die Reichsregierung wohlweislich eine öffentliche Diskussion der Kriegsziele untersagt hatte.

Im Mai 1915 erklärte dann sogar der Reichskanzler Bethmann Hollweg, dass es selbstverständlich in diesem Weltkrieg nicht allein um die Verteidigung gegen den aktuellen Überfall der Entente gehen könne, sondern dass es ein wesentliches Kriegsziel Deutschlands sein müsse,

*aus[zu]harren, bis wir uns alle nur möglichen Garantien und Sicherheiten dafür geschaffen und erkämpft haben, dass keiner unserer Feinde, nicht vereinzelt, nicht vereint, wieder einen Waffengang wagen wird.*<sup>11</sup>

Diese Aussage öffnete imperialistischen Ambitionen Tür und Tor. Sie war zugleich eine besänftigende Antwort auf die eine Woche zuvor an den Reichskanzler gesandte Petition der sechs wichtigsten deutschen Wirtschaftsverbände, in welcher uferlose Kriegsziele in Ost und West gefordert wurden. Weitere Aufrufe und Petitionen von Interessenverbänden aller Art – aber auch von Universitätsprofessoren – wurden in Form von Broschüren veröffentlicht, da die Presse sie bis Ende 1916 nicht veröffentlichen und diskutieren durfte.<sup>12</sup>

Die Gegenbewegung bei den bürgerlichen Honoratioren blieb recht schwach. Der »Bund neues Vaterland« etwa hatte kaum öffentliche Resonanz, wofür auch schon die sehr willkürlich agierende Zensur sorgte.

Weitergehend und für den Burgfrieden zweifellos störend war, dass die gemeinsame Front der parlamentarischen Linken, der linken Mitte und des Zentrums bröckelte. Und noch folgenreicher wurde das Auseinanderbrechen der Sozialdemokratie über der Frage der Kriegsziele und der Kriegsbeendigung.<sup>13</sup>

## 2. Der Krieg rückt ferner

Die weite Entfernung des Krieges hatte zudem zur Konsequenz, dass sich die Deutschen immer weniger für ihn interessierten. Dieses Phä-

nomen ist leider noch nie systematisch bearbeitet worden. Auch hier müssen einige Einzelaspekte genügen, um ein Gesamtsyndrom ins Blickfeld zu rücken.

### a) Soldatenbrief-Sammlungen

Die wichtigste Möglichkeit zu erfahren, was an der Front geschah, und gleichzeitig die Verbindung zwischen Front und Heimat aufrechtzuerhalten, waren die Briefe der Soldaten aus dem Feld. Die Behörden trugen während der gesamten Kriegszeit Sorge, dass die Flut an »Feldpost« trotz widrigster Umstände relativ regelmäßig zugestellt wurde. Die soldatischen Briefe wurden nicht nur privat rezipiert, sondern häufig auch örtlich ausgehängt oder bei Veranstaltungen vorgelesen.<sup>14</sup> Ergänzt wurden diese individuellen Kriegsbriefe sehr bald – schon im August 1914! – durch ihre Veröffentlichung in Form von Broschüren oder thematisch bzw. nach Kriegsschauplatz geordneten Sammelbänden. Diese Kriegsbrief-Sammlungen haben zweifellos einen großen Quellenwert für die Frage, was man in Deutschland von der Kriegswirklichkeit und besonders dem »Kriegserlebnis« der Soldaten in der Heimat wissen wollte und öffentlich erfahren konnte.<sup>15</sup>

Für die Jahre 1914–1918 liegen laut dem offiziellen »Deutschen Bücherverzeichnis« (DBV) 24 verschiedene »Sammlungen von Feldpostbriefen« vor. Hinzu kommt noch eine sehr viel größere Anzahl von »Sammlungen von Tagebüchern und Berichten von Kriegsteilnehmern«, deren Gesamtzahl 170 beträgt.

Diese damals von vornherein vorgenommene Unterscheidung zwischen speziellen Feldpostbrief-Sammlungen und anderen publizierten Ego-Dokumenten ist interessant und interpretationsbedürftig. Es sollte nicht unterschätzt werden, als wie gesellschaftlich »neu« das Briefeschreiben der einfachen Soldaten erscheinen musste. Soldatenbriefe hatte es auch schon in früheren Kriegen gegeben<sup>16</sup>, aber erst mit Beginn

des Ersten Weltkrieges wurden sie zu einem Massenphänomen. Die Alphabetisierung der Deutschen war inzwischen (fast) vollendet und viele Millionen Menschen hatten nun das Bedürfnis und zum ersten Mal die Gelegenheit, sich über den Krieg als Extremsituation brieflich auszutauschen. Wohl auch aus diesem Grund hatten die gesammelten »Frontberichte« von Anfang an einen ganz besonderen Status in der öffentlichen Wahrnehmung des Krieges.

Auffallend ist, dass die eigentlichen Feldpost-Sammlungen oft nur sehr schmal waren, etwa 20 bis 30 Seiten umfassten und auch als Periodika herausgegeben wurden. Viele Sammlungen treffen ausdrücklich eine regional-landsmannschaftliche Briefauswahl, etwa die *Feldpostbriefe und Schilderungen aus dem Völkerkriege 1914, mit Bevorzugung süd- und westdeutscher Regimenter*<sup>17</sup> oder *Die Siebenbürger Sachsen im Weltkrieg* (1916). Das politische, soziale und religiöse Spektrum der Briefsammlungen war groß: Schon 1915 gab es zwei Sammlungen von Feldpostbriefen jüdischer Soldaten.<sup>18</sup> Hingegen erschien die dreibändige Sammlung der Briefe katholischer Soldaten von Georg Pfeilschifter erst 1918, von denen erstaunlicherweise auch eine Zusammenfassung in französischer Sprache publiziert wurde.<sup>19</sup> Es gab auch eine kleine Sammlung von 16 Seiten über *Unsere christliche Arbeiterjugend im Feld*<sup>20</sup>, und 1915 erschienen zwei Bände von *Wandervogel-Feldpostbriefen*.

Die Briefe waren das wichtigste Bindeglied zwischen »Front und Heimat«. Zu dessen Intensivierung wurde unter anderem eine »Zentralstelle zur Sammlung von Feldpostbriefen« geschaffen, die Ende 1915 eine chronologisch orientierte und nach Kriegsschauplätzen sortierte Sammlung von 19 Heften *Briefe aus dem Felde 1914/15* herausbrachte.<sup>21</sup> In einer Erklärung, datiert auf November 1914, die dem ersten bis siebten Heft vorangestellt war, heißt es:

*Kriegstagebücher und Feldpostbriefe waren für die Geschichtsschreibung des Krieges stets neben den offiziellen Dokumenten die ergiebigsten und unentbehrlichsten Quellen. In viel höherem Maße noch*

*werden sie diese Rolle in dem Kriege spielen, den Deutschland heute gegen Feinde von allen Seiten zu führen gezwungen ist. Unendlich schwierig wird die Darstellung des ganzen Krieges sein, dessen einzelne Feldzüge ihre Schauplätze in den verschiedensten Ländern und Erdteilen haben, und der ungeheure Menschenmassen in vielen selbständigen Heereskörpern in Bewegung setzt. Die knappen und sachlichen Berichte des Generalstabs unterrichten wohl in großen Zügen über den Gang der Ereignisse, sie vermitteln die Resultate. Aber sie bilden gewissermaßen nur den Rahmen für das gewaltige Bild von Arbeit, Aufopferung und Heldenmut, das dieser Krieg darstellt; erst Berichte der einzelnen Kämpfer geben Farbe und Inhalt.<sup>22</sup>*

So profitabel war offensichtlich das Geschäft mit Feldpostbrief-Sammlungen zu Beginn des Krieges, dass bereits ab Anfang 1915 eine schließlich zehnbändige Sammlung *Der deutsche Krieg in Feldpostbriefen* erscheinen konnte. In geradezu endloser und anonymisierter Form reiht sich hier Bericht an Bericht zu den verschiedenen Phasen des Krieges.

Das Interesse am »soldatischen Kriegerlebnis« scheint allerdings spätestens 1916 dramatisch nachgelassen zu haben – als frühes Beispiel des im Laufe des Krieges immer tiefer werdenden Risses zwischen »Front und Heimat«.<sup>23</sup>

So schnell wie sich die Kampforte änderten, so verblassten auch die vergangenen Heldentaten. Wen konnten angesichts von Verdun und der Somme im Jahre 1916 noch die Grenzschlachten des August–September 1914 interessieren? Für die Verlage wie für die Leser war mit der Herrschaft des Maschinen- und Abnutzungskrieges im Jahre 1916 der Elan der »Begeisterung« der ersten Phase des Krieges in weite Ferne gerückt.

Diese Abwendung von der Kriegerzählung wurde sicherlich auch durch die Zensurpraktiken gefördert. So untersagte das Stellvertretende Generalkommando des 13. Armeekorps (Stuttgart) 1915 die Be-

schreibung von Handgranaten, Minenwerfern, Flammenwerfern und auch die Schilderung allzu blutiger Details.<sup>24</sup> Es versteht sich, dass die geschilderten Kriegserlebnisse durch solche Eingriffe zurechtgestutzt und deshalb auch unglaubwürdiger wurden.

Auch religiöse und ideologische Antagonismen wurden bald wieder ausschlaggebend für solche Publikationen. Bekannt geworden ist besonders die dreibändige Sammlung der Feldpostbriefe katholischer Soldaten von Pfeilschifter, die sich als ein Warnruf gegen das Verglimmen des »Burgfriedens« verstand. Auch der Antisemitismus zeigte ab Ende 1914 wieder seine durch den Krieg noch hässlichere Fratze, und von einer überkonfessionellen Christlichkeit konnte ebenfalls keine Rede sein. So wie die Frage diskutiert wurde, ob die Juden wirklich treue Deutsche seien oder nicht doch eher Kriegsgewinnler, so lebte erneut der alte Disput auf, ob den »ultramontanen« Katholiken wirklich zu trauen sei.<sup>25</sup>

Die wichtigste Sammlung von Kriegsbriefen, die auch als einzige in der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus weiter publiziert worden ist, wurde von dem Freiburger Germanistikprofessor Philipp Witkop herausgebracht. Witkops *Kriegsbriefe gefallener Studenten* wurden erst nach Kriegsende relevant und erlebten in den Endzwanziger Jahren mit dem Wiederaufleben der Weltkriegserinnerung eine neue Karriere.<sup>26</sup>

## b) Das Desinteresse an »Verdun«

Wie bei den Soldatenbriefen, so verlor die (lesende) Bevölkerung auch bald jegliche Begeisterung für die diversen Schlachten-Szenarien. Die so kriegsentscheidenden Ereignisse an der Marne im Oktober 1914 waren schon im Spätherbst 1914 »überholt«, auch wenn sie nach 1917 und der mit dem andauernden Krieg immer drängender werdenden Frage, was eigentlich 1914 den erwarteten schnellen Sieg verhindert